

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgegeben

von

Dr. Josef Ettlinger

Zweiter Jahrgang

Heft 1 bis Heft 24

Oktober 1899—Oktober 1900



52133

F. Fontane & Co.
Berlin W.

Das litterarische Echo

◆◆◆◆◆ Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde ◆◆◆◆◆

Offizielles Organ der Deutsch-Oesterreichischen Litteratur-Gesellschaft

Berausgeber: Dr. Josef Ettlinger

Berlin

Redaktion: Dr. Josef Ettlinger,
Berlin W. 50, Schaperstr. 37.

Verlag:

F. Fontane & Co.,
Berlin W. 35, Rügowstr. 84b.

Zweiter Jahrgang

Heft 5

1. Dezember 1899

Wien

Redaktion: A. E. Zellinek,
Wien II, Praterstr. 34.

Verlag:

Deutsch-Oesterreichische Literaturgesellschaft
Wien I, Graben 12.

Erscheint am 1. und am 15. jeden Monats. Ladenpreis: vierteljährlich 3 Mark = 1.80 Gulden = 3.75 Francs; jährlich 12 Mark = 7.20 Gulden = 15 Francs. Zufendung unter Kreuzband an Abonnenten in Deutschland und Oesterreich 3.75 Mark = 2.25 Gulden vierteljährlich; im Ausland 4 Mark = 2.40 Gulden vierteljährlich.

Inserate: Viergespaltene Nonpareille-Zeile: 40 Pfg. = 24 Kreuzer = 50 Cms.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands, durch die Centrale und die Zweigstellen der Deutsch-Oesterreichischen Litteratur-Gesellschaft, sowie durch alle Postanstalten (Postzeitungspreisliste Nr. 4550).

Inseratannahme durch alle Annoncenbureau des In- und Auslands, sowie durch den Verlag.

Aus dem Engeren.

Litteraturbilder aus deutschen Einzelgauen.

VI.

Die Ost- und Westpreussen.

Von Eugen Reichel (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Ich muß, ehe ich mich zur Betrachtung der Rolle, die die Ost- und Westpreußen in der Litteratur unserer Tage spielen, anschicke, bemerken, daß es eigentlich etwas mißlich ist, diese beiden, sich trotz ihrer nahen Verwandtschaft sehr scharf von einander unterscheidenden Stammescharaktere gemeinsam zu betrachten. Der ostpreussische Typus ist ein eigentümliches Gemisch von verschiedenen Stammes- und Volkscharakteren. In Ostpreußen haben sich der, wenn man so sagen darf, deutschen Urbevölkerung Rheinländer, Franken, Schwaben, Salzburger, Niederländer, Franzosen, Schweizer, Schotten vergesellschaftet; und die wenigen lettischen und slavischen Elemente, die sich dieser Gesellschaft noch eingefügt haben, treten nirgends aus ihrer untergeordneten Stellung hervor.*) Wesentlich anders liegen die Verhältnisse in Westpreußen, das schon durch seine Wasserstraße unmittelbar zu Polen in Beziehung steht. Hier tritt nicht nur das slavische Element ganz bedeutend in den Vordergrund, auch die katholische Geistesrichtung ist hier die herrschende, während in Ostpreußen, der alten Zufluchtsstätte keizerlicher Naturen aus aller Welt, der Protestantismus heimisch ist. So wird denn auch ein mit feinerem Unterscheidungsvermögen ausgestatteter Beobachter im allgemeinen den Ostpreußen leicht vom Westpreußen unterscheiden

*) In neuerer Zeit hat sich das leider zu ändern begonnen; die polnische Propaganda tritt seit etwa zwei Jahrzehnten auch in Ostpreußen ziemlich anprucksend auf.

können. Während der Ostpreuße (Ausnahmen natürlich zugegeben) vorwiegend ein derber, scharf denkender, unbeugsamer, trotziger, zäher, zu Komplimenten meist ungeschickter, den kategorischen Imperativ gewissermaßen von Natur in sich tragender Kraftmensch ist, zeigt sich der Westpreuße vorwiegend als schmiegsamer, den Erscheinungen nicht allzu scharf auf den Grund sehender, zu Kompromissen geneigter Weltbürger, der die Dinge nicht gern allzu schwer nimmt. Alles das aber trennt auch mehr oder weniger die litterarischen Persönlichkeiten Ostpreußens von denen Westpreußens. Man braucht nur einige Namen zu nennen, um sich des Unterschiedes sofort bewußt zu werden: Kant — Schopenhauer, E. T. A. Hoffmann — Paul Scheerbart, Hermann Sudermann — Max Halbe. Wenn man sich die jedesmaligen Paare als eine Person vorstellen will, so empfängt man den Eindruck eines hinkenden Menschen, der auf einem stark und normal entwickelten und einem nicht in gleicher Weise kräftigen Beine herumgeht. So hätte man eigentlich viel mehr Grund, die litterarischen Westpreußen mit denen der Provinz Posen gemeinsam zu betrachten; aber weil mir nun einmal die Aufgabe gestellt ist, Ost- und Westpreußens litterarische Persönlichkeiten in einen Rahmen zu fassen, so sei denn der Versuch unternommen mit der festen Absicht, nach bestem Vermögen jedem seine Ehre zu geben.

Nun muß ich allerdings gleich noch ein Zweites vorausschicken. Ich stehe als Künstler sowohl wie als kritischer Litteraturbeobachter den sogenannten „Bewegungen“ unserer Zeit (d. h. etwa der letzten 20 Jahre) ganz fern und habe denn auch alle die verschiedenen Stadien der sogenannten „neuen Kunst“ nicht miterlebt. Meine Anknüpfungen sind andere als die meiner „führenden“ Zeitgenossen; und meine Ziele sind es erst recht. Da bin ich nun entweder,

Novellistif. Sein Tod hat freilich allen Spekulationen über die Frage, ob er hier oder drüben Besseres leistete, ein Ende gemacht.

Wer Harold Frederics Begabung kannte, den muß die Lesart seines nachgelassenen Romans „The Market-Place“ wehmütig stimmen. In dieser Erzählung aus dem londoner Börsenleben hat er mit einem fast visionären Ahnungsvermögen Ereignisse geschildert, die sich nach seinem Tode fast genau so zutragen, wie er es in der Geschichte des Syndikats, das dem Gummikönig Stormont Thorpe eine halbe Million einbringt, erzählt. Er hat die Aristokratie Englands, die, um standesgemäß leben zu können, den Glanz ihres alten Namens den zweifelhaftesten Spekulationen leiht, schonungslos gezeichnet. In dem Gummikönig selbst hat er einen Charakter geschaffen, dem ein Finanzgenie aus Wall Street zum Modell gefessen haben könnte. Das ganze prächtige Material hätte sich ihm auch hier geboten, und die amerikanische Litteratur hätte wieder ein Bild amerikanischen Lebens gehabt, wie er es so köstlich zu zeichnen verstand, ehe er nach England übersiedelte.

Die hier erwähnten Werke zeigen die denkbar größte Verschiedenheit. Manche bewegen sich durchaus in alten Geleisen, andere spiegeln die eine oder andere Strömung der „Moderne“ wieder. Es ist nur eine kleine Gemeinde, die sie in der Theorie anerkennt; es ist eine bei weitem kleinere, die diese Theorien in die Praxis umsetzt. Aber der Keim ist vorhanden; unverkennbar nimmt das stetige, wenn auch langsame Vorwärtsdrängen einer selbständigen Lebens- und Kunstanschauung zu.

Erstlingswerke

„Aus der Tiefe.“

Ein Lebensbuch von Robert Saitisch. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 163 Seiten. M. 2.— (3.—).

Der Verfasser dieses eigentümlichen Lebensbuches vertritt eine in ihm festgewurzelte Ansicht, die litterarischen „Werke seien zum allergrößten Teil, da sie nicht ein aufrichtig gelebtes Leben als Hintergrund haben, überflüssig und nur Sache der Mode und des Zeitgeistes. Dieses Lebensbuch zu veröffentlichen, hat er sich nur deshalb entschließen können, weil es eben kein litterarisches Buch ist; das Erlebte setzt die Aufrichtigkeit voraus. Daß die vorliegenden Aufzeichnungen gar nicht zum Zwecke der Veröffentlichung geschrieben und aus einem Selbstgespräche, das der Verfasser spontan zu Papier gebracht hat, entstanden sind, das „muß jeder einsehen, der für das aufrichtig Empfundene Ohr und Auge hat“. „Der ganze Gährungsprozeß eines leidenschaftlich suchenden Geistes wird in den vorliegenden Aufzeichnungen so wiedergegeben, wie er in jedem anderen ähnlichen Geiste stattfinden muß.“

Um psychische Erlebnisse und deren Geständnis handelt es sich, wie die beiden angeführten Sätze der Einleitung scharf genug betonen, in diesem eigentümlichen Buche. Nichtsdestoweniger nimmt das selbe die Gestalt eines autobiographischen Romans an, eines Romans freilich, der nur mit den leisesten Fäden an irdisches Erleben gebunden ist. Die vier Kapitel „Gewundene Wege“, „Zwei Welten“, „Sehnsucht“ und „Aufblick“ stellen das innere Leben eines Menschen dar, der dahinter gekommen zu sein glaubt, „daß man die Wahrheit und den Geist hinter unzähligen Einzelheiten ver-

steckt hat, mit denen man sich in einemfort befaßt, um dadurch die einzig wichtige Frage über den Lebenszweck nicht aufstellen zu müssen“. Dieser Frage lebt der Schreiber dieser Bekenntnisse, er empfindet dabei von Jugend auf die Zweifelt der Geschlechter als ein herausforderndes Rätsel, dem er weder enttrinnen, noch das er lösen kann. Und weil das so ist, so erlangen für den Träumer und Denker, der nur die Frage nach dem Lebenszweck stellen will, doch wieder die zufälligen Einzelheiten seiner Beziehungen zu einigen Frauen eine Bedeutung, die er allen andern Einzelheiten abspricht. Was von wirklichem Leben in den Erinnerungen und Reflexionen dieser Seelengeschichte vorhanden ist, das ist das wunderliche Stück Liebesleben, das durch sie hindurchgeht. Wohl werden kann dem Aufzeichner bei diesen Erinnerungen nicht. Dem Hohne des zufriedenen modernen Menschen Sergej Petrowitsch, der ihm erklärt, „der moderne Mensch, der etwas gelernt hat, weiß und muß wissen, daß das Leben eine gesetzmäßige Erscheinung ist, die aber keine Zwecke kennt, und der das peinigende Gefühl, das den andern durch die Welt begleitet, genau so lächerlich findet, als wenn ihn das Bemüßsein peinigte, daß seine Nase vorn und nicht hinten angebracht ist“, setzt er den stärksten Drang seines Innern entgegen. Er sucht „die Liebe als ein Lebensprinzip zu fassen“ und muß sich überzeugen, „daß sie ein Prinzip des Leidens und immer nur den geringsten Teil dessen verwirklicht, was man von ihr erwartet“. So gelangt er am Ende zur Gottessehnsucht. „Ich wollte lieben, aber nicht etwas Vergängliches und Flüchtiges, nicht den Menschen in dem häßlichen Gemische von Vernunft und Unvernunft, nicht das Weib in der Ziellosigkeit der Instinkte, nicht die Natur, ohne zu wissen, wozu dieser ewige Wechsel von Leben und Tod, sondern etwas Höheres, das dies alles durchdringen und umschlingen sollte. Dieses Höhere, sagte ich mir, muß ja in meiner Natur begründet liegen, sonst würde ich ja kein heißes Verlangen darnach tragen; vielleicht entringt es sich noch nach langen Schmerzen und Geburtswehen aus meinem eigenen Innern als schöpferisches Symbol. Langsam gab sich mir die Ueberzeugung kund, daß die Liebe zum Menschen ohne die Liebe zu etwas Höherem als der Mensch sich nur auf der Oberfläche bewegen und die Tiefen des Geistes nicht ausfüllen könne.“

Niemand, der dies Lebensbuch mit Anteil liest, wird seine Wahrheit und seinen Ernst, noch weniger eine gewisse einfache Anmut der Darstellung bestreiten. Ob die Reflexion oder die Darstellung einer subjektiven Geistesgeschichte dieser Art ein Recht hat, sich über die erdgenährte und lebenerfüllte Poesie weit hinauszusetzen, ist eine andere Frage. In der Höhe eines gewaltigen Baums schwanken ein paar Zweige, über die das Sonnenlicht zu gewissen Stunden am hellsten glänzt. Aber die Hand wäre übel beraten, die sie abschneiden und mit Verachtung der Wurzeln, des Stammes und der Fülle der Aeste als das Beste anpreisen wollte.

Dresden.

Adolf Stern.

Ein Neuromantiker.

Eine Stunde hinter Mitternacht. Von Hermann Hesse. Leipzig 1899. Eugen Diederichs. 24 S. M. 3.— (4.—).

Hermann Hesse ist, wie ich erfahre, ein Schwabe. Es ist merkwürdig, daß die litterarische Richtung und Art, die uns als spezifisch schwäbisch gewohnt ist, in den jungen Schwaben nicht mehr viel Boden hat. Allerdings ist der Eindruck der Versandung in den letzten Ausläufern der schwäbischen Schule für junge Kräfte wenig auffordernd zur Nachfolge. Sie schlagen mehr in die Art ihres Landsmannes Hölderlin, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Ich beobachtete dies bei mehreren schriftstellenden jungen Schwaben und fand bei anderen aus Württemberg stammenden Kunstfreunden meine Wahrnehmung insofern bestätigt, als diese eine durchaus auf das Symbolisch-Formale, Hellenische weisende Geschmacksrichtung zeigten. Das Buch von

Hermann Hesse ist mir eine neue Bestätigung. Allein damit, daß wir ihn den, ich möchte kurz sagen: ästhetischen Dichtern zuweisen, ist über seine Eigenart noch nichts ausgesagt. Denn gerade die Vertreter dieser Schule, die bewußter Weise Kunst aus Kunst zu geben strebt, ermangeln — von den zwei, drei Gründern der Kunstart abgesehen — mehr persönlicher Eigenart, als die strikten Anhänger anderer Richtungen, die zum Leben in engerer Beziehung stehen. In dieser Schule können auch im Anfang stehende Talente unterkommen, in denen sich eine vielleicht ganz wo andershin weisende Eigenart später einmal entwickeln wird. Das in der Form — wenn auch gewiß nicht in oberflächlichem Sinne — beruhende Wesen dieser Schule wird gerade solche Begabungen, denen formales Talent den Weg zur eigenen Tiefe wie zum vollen Leben zunächst erschwert, eine Zeit lang anziehen; Begabungen, denen man vielleicht sehr unrecht thäte, wollte man sie kurzweg mit der Sterilität und Zukunftslosigkeit der Schule identifizieren.

Eine der in diesem Bande vereinigten Skizzen läßt mich mit Grund für den Verfasser die Hoffnung aussprechen, daß er einst eine selbständige Eigenart finden wird. Es ist „Das Fest des Königs“, wo echte Leidenschaft statt klug bedachter Empfindungen, Farbenrausch statt kalter Farbkompositionen, Leben statt Bild den Verfasser erfüllt. Eine originale Leistung ist „Das Fest des Königs“ freilich noch nicht; aber es liegen wertvolle Keime in ihm. Und hier ist der nicht echte Stil des Verfassers, der in „Inseltraum“ am stärksten wirkt, am wenigsten aufdringlich. Der Stil Hesses ist keineswegs unbeholfen, aber er ist im höchsten Maße unpersonlich, uneigen. Nur der Stil, der rein aus der Persönlichkeit fließt, unverkügelte, nach inneren Gesetzen, nicht nach Regeln; der die undefinierbare Form des Geschaffenen ist, nicht ein umgehängtes Kleid wie hier, kann Anspruch darauf machen, ein künstlerischer Stil zu sein. Der Stil dieses Buches aber verrät uns nur einen Zug seines Verfassers: abwägende Besonnenheit, und die ist dem Künstler, wenn er der großen Leidenschaft fähig geworden ist, eine hohe Zugabe. Allein vermag sie nichts.

Der Inhalt des Buches steht unter verschiedenen stark hervortretenden fremden Einflüssen. An der oft kalten, unwahren, ästhetisch-langweiligen Vorstellungswelt ist Stephan George schuld. Die Gedanken und manche der feinen Stimmungen verdankt der Verfasser dem großen Blauländer. So erinnert die ganze Schilderung des Schlosses in dem weiter unten wiedergegebenen, für Hesses jetzige Art sehr charakteristischen „Notturmo“ auffallend an Maeterlinck; ich denke besonders an das Schloß im „Tod des Tintagiles“. Und wenn er in „An Frau Gertrud“ davon spricht, daß den Frauen alle Geheimnisse am nächsten stehen, so brauche ich wohl kaum auf die engen Beziehungen hinzuweisen, die diese Bemerkung zu Maeterlincks Aufsatz „Sur les femmes“ im „Trésor des humbles“ hat.

Möge uns das nächste Buch Hesses reichere und interessantere Aufschlüsse über den Verfasser bringen; die Keime zu einer freieren Entwicklung sind in seinem Erstlingswerk jedenfalls zu finden.

München.

Wilhelm von Scholz.

„Der Lattenhofer Sepp“.

Erzählung von Max Grab. Leipzig 1899. Verlag von Fr. Wils. Grunow. 399 S. Fein geb. 5 Mark.

Die Erzählerin dieser Geschichte besitzt nicht nur Begabung, sondern auch Selbstvertrauen, denn sonst hätte sie sich nicht durch die Wahl eines heikeln Stoffes den Erfolg selber erschwert. Sie predigt Duldung, läßt Fanatismus und Menschlichkeit in schwerem Kampfe liegen. Und endlich läßt sie einen von fremden Kräften in den Priesterberuf gedrängten und an ihm verzweifelnden jungen Kooperator gerade da seine Abschiedsgedanken aufgeben und das freiwillige Gelübde abthun, Treue zu halten seinem Stande und dem Ort seiner Wirksamkeit, als nach wahren Drogen ihm feind-

licher Hinterlist und dummdreister Heuchelei ein einziger, dem Kirchentum entfremdeter Mensch den jungen Geistlichen bittet, ihn nicht zu verlassen. Der junge Priester hat in seiner Passionszeit dem mit aller Welt zerfallenen, von ihr betrogenen Sonderling und seiner Familie trotz aller Abweisungen beigegeben, — und dem das Leben den tiefsten Groll eingepflanzte, doch ohne ihn gehässig zu machen, der spricht das erste Wort der Sehnsucht zu machen, der diesem Priester, als das Scheiden droht. Es ist ja wahr: auf einen vom heiligsten Idealismus erfüllten Mann, dem die Lehre unauflöslich eingepflanzt ist: „Mache aus Deinem Priesterkleide einen Mantel, mit dem Du Viele decken kannst; Alles verstehen heißt Alles verzeihen!“ — muß ein solcher Befehlter wirken wie die liebe Sonne nach langer Schreckensnacht.

Gegen die Heuchelei und den religiösen Fanatismus zu Felde zu ziehen, ist eine schöne Aufgabe, und wer sich ihr zuwendet, wird nach alter Erfahrung selber gegen Angriffe gewappnet sein müssen. Die Verfasserin des „Lattenhofer Sepp“ (Frau Maria Bernthsen) würde sich aber nicht nur manchen Angriff erspart haben, wenn sie in der Ausmalung des schlimmsten Muckertums die Farbe weniger stark aufgetragen hätte; sondern sie würde auch auf die ihrer Tendenz zustimmenden Leser durch etwas mildere und im allgemeinen wahrscheinlichere Töne größeren Eindruck gemacht haben. Einen Bestuhl ausgerechnet für erworbenes Kuppelgeld zu kaufen, das bringen denn doch wohl wenige alte Tanten fertig, und wenn sie es thun, werden sie diese Verwendung des Geldes dem verkuppelten Nichtstun gewiß nicht verzeihen. Neben solcher Neigung zu Extremen finde ich andere Cicerchalen des Anfängertums bei Max Grab in der willkürlichen Sprechweise ihrer Lieblingsgestalten. Fast alle reden mitunter in einer ihrer Vergangenheit und ihrem Wesen nicht entsprechenden Manier; sie berauschen sich sozusagen an ihren eigenen schönen Worten. Diese Ueberchwänglichkeit wird gerade dem nicht passen, der sich in das Andere, Lebenswahre der Erzählung liebevoll vertieft. Dazu kommt die Benutzung geläufiger Ausdrücke („furchtbar“ zum Beispiel) da, wo der — einfach und bequem — furchtbar genannte Zustand durch die Schilderung auf den Leser wirken müßte. Dieser Mangel haftet einem großen Teil der Frauenlitteratur an: man redet, statt darzustellen.

Als Erstlingswerk verrät sich das Buch öfter durch ein Zuviel, denn durch ein Zuwenig. Und was uns Max Grab künftig sagt, wird eine weniger starke Blume haben dürfen, dafür durch eine feinere Fortschritte zu zeigen haben.

Viele Stellen des Buches sprechen ja so überzeugend von einer guten Gestaltungskraft der Verfasserin, von richtiger Beobachtung und von reichlicher „Luft, zu fabulieren“, daß man an ihrem Erzählerinnen-Berufe nicht zweifeln darf. Natürlich, in ihrer Art sogar vollendet hingestellt hat sie besonders die leichtsinnige Mali. Knappe Striche, geschickte Kunstverwertung rücken es vor unsere Augen, das leichtsinnige „Flittchen Hallo!“ (wie man in meiner lausitzer Heimath sagt), das in ihrem Liebeswirbel im Kämmerchen nie aufräumt und vor dem Besuch einer Freundin den vom zerlumpte Schuh gefallenen Absatz für unter die wackelnde Kommode schiebt. Vielleicht verdankt diese Gestalt mehr als die anderen eigener Beobachtung ihr Dasein, ebenso wie der Beginn des 9. Kapitels, die Zeichnung eines Winterabends.

Wenn die Verfasserin, was sie zu Papier bringt, künftig deutlicher als bisher vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen läßt, werden oberflächliche Wendungen und Worte für greifbaren Aufbau ebenso ausbleiben, wie gewagte Situationen. Denn Situationen ungewöhnlicher Art wie die, eine Nachtwandlerin an das Bett eines ihr nicht gleichgiltigen Priesters gehen zu lassen, bedürfen, soll man sie ganz ernst nehmen, so hoher künstlerischer Kraft, daß auch ein erfahrener Meister an ihnen zu schaffen haben wird.